Feuilleton.

Wildes Leben

Amerikanischer Roman von Sylvanus Cobb.

(Fortsetzung.)

„Augenblicklich nicht", entgegnete die Frau vom Hause; „sie ist jetzt nicht im Stande, Sie zu empfangen."

„Und wann wird sie dies können?" fragte der Besucher.

„Ich kann es nicht bestimmen, mein Herr."

„Sie wollen mich verhindern, die junge Dame zu besuchen", sprach Thornton. „Der Arzt, den ich soeben gesprochen, hat mir gesagt, daß die intimeren Freunde die junge Dame sehen dürften, wenn diese es wünschte; wollen Sie daher die Güte haben, und Miß Durand benachrichtigen, daß Mr. Thornton da ist und ihr seine Aufwartung zu machen wünscht?"

Mrs. Lindell entgegnete jedoch mit Entschiedenheit: „Mr. Thornton hat Miß Durand meiner Obhut anvertraut, und ich habe von ihm die Weisung erhalten, ohne seine ausdrückliche Erlaubniß Niemanden außer den Arzt zu ihr zu lassen. Sie sehen also, mein Herr, daß ich Sie zu meinem großen Bedauern nicht anmelden kann."

Mr. Thornton entfernte sich zwar, sprach jedoch vor sich die Worte: „Ich will ihn schon zur Vernunft bringen!" Diese Drohung, die Mrs. Lindell auffing, bezog sich auf Mr. Tiverton; „was soll dies bedeuten?" sprach sie zu sich.

7.

Wie ein Countryman den Elephanten sieht.

Es war ziemlich Nacht; die Sonne war unniedergegangen und einige der glänzendsten Sterne zeigten sich bereits am Firmament. Henry Lindell hatte sein Tagwerk vollendet und schickte sich an, die Office zu schließen, als Jemand eintrat; es war Mr. Tiverton. Er streckte dem jungen Manne die Hand entgegen und bot ihm einen „Guten Abend", was dieser ungezwungen erwiderte.

„Ich bin gekommen", begann Tiverton, „um Sie an Ihr Versprechen zu mahnen, welches Sie mir in Bezug auf das Spielhaus gaben, um mir die Ueberzeugung zu verschaffen, daß Thornton wirklich ein professioneller Spieler ist; sind Sie heute Abend frei?"

„Ja, mein Herr", entgegnete der junge Mann; „nur möchte ich Sie bitten, sich einige Minuten zu gedulden, bis ich meiner Mutter einige Zeilen geschrieben und sie dadurch von der Ursache meines Ausbleibens in Kenntniß gesetzt habe; nachher stehe ich ganz zu Ihren Diensten."

Henry setzte sich an ein Schreibpult und schrieb in großer Eile einige Zeilen, faltete das Papier zusammen und trug es hinauf in eines der Comptoirs im oberen Stockwerk, wo er es einem jungen Manne übergab, dessen Wohnung in der Nähe der seinigen lag. Derselbe versprach, das Billet pünktlich zu besorgen und Henry eilte wieder hinab, schloß die Läden und Thüren sorgfältig, brachte die Schlüssel in sichere Verwahrung und ging dann mit dem Kaufmann fort.

Mr. Tiverton machte ihm den Vorschlag, zuerst irgendwo ein Abendessen einzunehmen, womit Henry auch vollkommen einverstanden war, und so gingen denn Beide in ein benachbartes Speisehaus. Nachdem sie gespeist hatten und die Rechnung von Mr. Tiverton bezahlt worden war, gingen sie nach einem Masken-Garderobengeschäft.

Mr. Tiverton wählte für sich einen Anzug, der aus einem Paar weiten Beinkleidern von grobem Tuch, einem blauen, kurzschößigen Rock mit gelben Knöpfen, einem zusammengedrückten Hut und einer schwarzen Perrücke nebst gleichfarbigem Bart bestand. Als er angekleidet war und sich im Spiegel erblickte, erkannte er sich selbst kaum wieder.

Henry hatte ein Kostüm gewählt, welches demjenigen seines Begleiters ziemlich ähnlich war, nur hatte er sich eine Perrücke nebst Bart von röthlicher Farbe und einen verschossenen, grünen Rock ausgesucht. Er hatte soeben seinen grauen Filzhut genommen und strich sich den langen Bart glatt, als der Klang einer bekannten Stimme an sein Ohr schlug. Er horchte und entdeckte alsbald, daß die Stimme aus einem anstoßenden Gemache ertönte, welches nur durch eine dünne Bretterwand von dem Raume getrennt war, in dem sie sich befanden.

„St!" flüsterte er, ging dicht an Mr. Tiverton heran und sprach in kaum hörbarem Tone: „Jasper Thornton ist im nächsten Zimmer; hören Sie nicht seine Stimme?"

„Ja, ja", entgegnete der Kaufmann, „ich sollte meinen, daß dies seine Stimme wäre; er will sich hier ebenfalls eine Verhüllung holen, wenn wir ihn nur belauschen könnten."

„Lassen Sie mich suchen", sprach Henry, indem er sich mit geräuschlosen Schritten an die Bretterwand schlich und nach einer Spalte zu suchen begann, durch welche er einen Blick in das angrenzende Gemach werfen konnte, um zu sehen, was darin vorging. Einige Zeit lang bemühte er sich umsonst und war schon im Begriffe, es als eine verlorene Mühe aufzugeben, als er plötzlich hinter einem Wust alter Kleider, die er mit aller Vorsicht bei Seite geschoben hatte, ein Astloch, von ungefähr einem Zoll im Durchmesser, entdeckte. Er setzte schnell einen Stuhl an jene Stelle, stieg darauf und konnte nun das Auge an das Astloch legen; er erblickte Jasper Thornton gerade vor sich, im Begriffe die Weste anzuziehen; wäre er in demselben Zimmer gewesen, so hätte er Alles, was er zu sehen wünschte, nicht besser sehen können. Der junge Mann blieb auf seinem Posten stehen, bis der Abenteurer seine Toilette beendigt hatte, was über zwanzig Minuten währen mochte, und dann stieg er herab.

„So wahr ich lebe, Mr. Tiverton", flüsterte er, „es trifft sich höchst glücklich, daß wir den Burschen hier entdeckt haben, denn wir würden ihn in der Verkleidung, welche er angenommen hat, niemals erkannt haben; sie ist vollkommen gelungen; steigen Sie nur einmal selbst hinauf und sehen Sie zu, ob Sie im Stande sind, ihn zu erkennen."

Der Kaufmann stieg nun ebenfalls auf den Stuhl und blickte durch die kleine Oeffnung in das Nebenzimmer; er erblickte Thornton und erkannte ihn erst nach längerem scharfen Hinblicken; er mußte gestehen, daß er ihn in diesem Anzuge schwerlich vermuthet haben würde, wenn er nicht den Schlüssel zu jenem Geheimniß besessen hätte. In demselben Augenblick, als Mr. Tiverton wieder herabstieg, hörten sie den Maskengarderobier kommen, so daß Henry nur noch Zeit genug hatte, den Stuhl wegzusetzen und die Anzüge wieder auf ihren vorigen Platz zu legen, ehe er eintrat. Sie entfernten sich nun, und als sie aus dem Hause traten, verließ auch Mr. Jasper Thornton den Laden; sie folgten ihm auf dem Fuße nach.

Wohl schwerlich würde Jemand „Jasper Thornton" unter den Kleidern erkannt haben, welche er jetzt trug; er hatte den Anzug eines Viehhändlers gewählt; seine Beinkleider waren von gestreiftem Stoffe und fielen über ein Paar schwere, schmutzige, rindslederne Stiefel herab; die Weste war von braunem Tuch gemacht und bis an den Hals herauf zugeknöpft, um den Hals hatte er ein Tuch von gemustertem Kattun geschlungen, über welchem ein schmaler Hemdkragen von gewöhnlichem Shirting hervorragte. Der Hut war schon alt, niedrig und mit breiter Krempe, ein fahler Dandy-Bart hing ihm nachlässig an den Wangen herab; sein Haar war lang und flachsfarben. Jasper hatte die Vorsicht gebraucht, sich Gesicht und Hände mit einem braunen Farbstoffe einzureiben und sein ganzes Wesen, sowie der Gang standen mit seiner äußeren Erscheinung im vollkommensten Einklange.

Der verkleidete Spieler nahm seinen Weg nach der Bowery und blieb vor einem der Gasthäuser stehen. Nach kurzer Ueberlegung ging er in das Gastzimmer, wohin ihm Tiverton und Lindell folgten. Nach kurzer Zeit gesellte sich ein Freund zu Thornton und nachdem er sich eine Weile mit ihm unterhalten hatte, führte er ihn an einen Tisch, an welchem ein Mann saß, der ein wirklicher Viehhändler zu sein schien und es in der That auch war. Dieser Mann war mit einer sehr großen Viehheerde aus einer westlichen Stadt gekommen, hatte Alles verkauft und stand nun im Begriff wieder in seine Heimath zurückzukehren. Henry war nahe genug, daß er Alles verstehen konnte, was an jenem Tische gesprochen wurde und er hörte, daß Thornton als ein Viehhändler aus Orange-County vorgestellt wurde. Der wirkliche Viehhändler, dessen Name Barnes war, schien über diese Bekanntschaft sehr erfreut zu sein und man konnte leicht sehen, daß Thornton ihn in kurzer Zeit förmlich zu bezaubern verstanden hatte.

„Ich bin schon seit lange mit dem Geschäft vertraut", sprach der Schurke, indem er an des Viehhändlers Seite Platz nahm. „Seit ziemlich zwanzig Jahren habe ich nun schon Vieh nach der Stadt getrieben und Ihr könnt Euch wohl denken, daß ich New York bei Tag und Nacht kennen gelernt habe; vermuthlich wißt Ihr nicht eben allzu gut Bescheid hier herum?

„Nein", entgegnete Barnes, „es hat sich nie getroffen, daß ich mich ordentlich umsehen konnte."

(Fortsetzung folgt.)

„Ich fühle dich — schon ist mein Schmerz gemindert; ich fasse dich — schon ist die Qual gelindert!" Wahrlich, so darf der Hämorrhoiden-Leidende sagen, wenn er, eines der zarten Zäpfchen der „Anakesis" anwendend, seine hohen Erwartungen von der Heilkraft dieser Medizin noch übertroffen findet. Wer wollte noch weiter jene Pein ertragen, während es doch jedem Patienten möglich gemacht ist sie zu vertreiben! Probir's einmal! Adressire P. Neustaedter & Co., Box 1216, New York City, um unentgeltlich eine Probe zu bekommen. Die „Anakesis" ist in allen Apotheken zu haben. Preis $1. a,w

„O, i hab' schon a Herz für's Vieh: lieber eß' ich meine Hendln selber, als daß ich s' Vom Fuchs abwürgeln laß'."

Der Erbe.

Kriminalroman aus dem Russischen.

(Fortsetzung.)

„Nicht allein daran erkannte ich Sie, Natalia, Niemand hat so köstliches, blondes Haar, Niemand eine so anmuthige, biegsame Gestalt wie Sie, Sie, die ich —"

„Nicht so laut," unterbrach ihre flehende Stimme ihn mitten im Satz, „man könnte Sie hören, und ich möchte doch den anderen Masken gegenüber mein Inkognito beibehalten."

„Sie haben recht, ich schweige. Aber später, später werde ich jene Frage an Sie richten, an der mir alles liegt. O, seien Sie dann kein kühles Märchenwesen, sondern ein Weib, ein Wesen mit rothem, warmem Blut und Herzen."

„Wer weiß," entgegnete Natascha sehr leise und träumend.

Subotins Augen funkelten, und er preßte den zarten Arm Natalias fast schmerzhaft an sich.

„Spielen Sie nicht mit der Leidenschaft, die Sie entfachten, wehe Ihnen, wenn Sie es thun."

Ein dumpfes Grollen bebte in seiner Stimme.

Wie von einer dämonischen Macht überwältigt, mußte Natalia das schöne, mit Wasserlilien geschmückte Haupt senken, sie fühlte sich wie hypnotisirt von dem stärkeren Willen dieses Mannes, der eine fast unheimliche Gewalt über sie gewonnen hatte.

Die Polonäse war zu Ende, der Walzer aus „Eugen Onegin" ließ seine Klänge ertönen. Die Paare wirbelten bunt durcheinander. Natalia fühlte des Grafen Arm um sich, er trug sie fast durch den Saal, er stürmte mit ihr vorwärts, wilder, immer wilder. Und sie fühlte sein Herz pochen, sie fürchtete sich vor ihm. Endlich gab er sie frei. Bleich und taumelnd sank das junge Mädchen auf einen Sessel neben einer russischen Hofdame aus der Zeit Katharinas der Großen. Es war die Mutter Nataschas, Frau von Tscherbatkin.

„Nun, seid Ihr verlobt?" fragt sie leise und ungeduldig. Natalia kann nicht sprechen, sie schüttelt bloß den Kopf.

„Dann wird er später mit Dir sprechen. Du mußt ja sagen, mein Täubchen, unsere ganze Existenz hängt davon ab, vergiß es nicht."

Natalia nickt schwer mit dem lieblichen Köpfchen. Ihr ist trostlos zumuthe. Sie tritt in ein Nebenzimmer und schaut in die Sommernacht hinaus. Draußen liegt silberner Mondschein auf Baum und Strauch, auf den großen, schöngepflegten Rasenplätzen des Schloßgartens. Und plötzlich muß Natalia an Alexander Kyrillowitsch denken, an ihn, der jetzt in seiner Garnison angekommen ist.

„Man vegetirt dort nur," hatte er geäußert, „aber ich habe Ehrgeiz, ich arbeite, um auf die Akademie nach Petersburg zu kommen, denn ich muß schnell Karriere machen."

Sie kennt die treibende Macht, die ihn dazu bewegt. „Sascha," denkt sie traurig, „armer Sascha, ich muß Dir wehe thun, ich kann nicht anders, Gott helfe uns beiden."

Subotin steht an der Wand des Ahnensaales, gerade gegenüber dem Bilde des schwarzen Obersten. Er ist in glücklicher, erregter Stimmung, der Glanz des wohlgelungenen Festes, die Erwartung der nächsten Stunden, die ihm das geliebte, schöne Mädchen in die Arme treiben müssen, versetzen ihn in einen wahren Freudenrausch. Und mit einem Male sinkt diese frohe Stimmung, etwas Ungreifbares, Fürchterliches scheint heranzukriechen, wie gelähmt kommt er sich vor. Ist es doch, als blicken ihn ein Paar finstere Augen an, brohend, durchbohrend. Ein eisiger Schauer kriecht über des Schloßherrn Rücken. Er hebt den Blick und muß einen Schrei gewaltsam zurückdrängen. Die Draperie ist von dem Bilde des schwarzen Obersten gesunken, das unheimliche, blasse Antlitz, von dunklem Bart umrahmt, sieht auf Nicolaj Petrowitsch hernieder. Subotin eilt davon wie von Furien gejagt, er stürzt zum Büfett und trinkt Wein, viel Wein, er hat es nöthig, um aufrecht stehen zu können, die Kniee knicken unter ihm ein.

Der Ball nimmt seinen Fortgang, immer höher steigt die Ausgelassenheit. Die Uhr ist bald eins, die Demaskirung naht. Ein auserlesenes Mahl erwartet in dem großen Speisesaal die Gäste des Grafen. Im Schmuck des alten Familiensilbers und Kristalles prangt die lange Tafel, auf der Blumen in verschwenderischer Fülle verstreut liegen.

Subotin ist entschlossen, noch vor der Demaskirung die Aussprache mit Natascha herbeizuführen, um seine Verlobung beim Souper zu verkündigen. Vor einer Weile hat Nicolaj das junge Mädchen im Park verschwinden sehen, er folgt ihr, das Herz voll heißer Sehnsucht.

Nun sieht er vor ihr, die sich halb abgewandt hat, der Graf hat die Sammetmaske entfernt, auch Natalias holde Züge sind ohne die Verhüllung. Sie ist sehr bleich, aber ruhig. Da ergreift Nicolaj Petrowitsch die beiden schlanken Mädchenhände und spricht zu Natascha in bebenden Tönen höchster Leidenschaft von seiner Liebe.

„Antworten Sie mir," fleht er, „werden Sie mich erhören, werden Sie meine Frau werden?"

Tief gesenkten Hauptes, halb ohnmächtig, hat das arme junge Wesen ihr Gesicht mit den Händen verhüllt, sie weint leise.

Es raschelt hinter dem Paare, Subotin blickt sich um. Das Blut erstarrt ihm in den Adern.

Sie sind nicht mehr allein, ein Dritter ist gespenstisch aufgetaucht, mit drohend erhobenem Arm scheint er wie aus der Erde gewachsen.

Es ist der schwarze Oberst.

Der böse Geist des Schlosses.

Wie er im Ahnensaale hängt und aus dem Rahmen niederblickt, so erscheint er seinem Ururenkel. Die breitschultrige Gestalt trägt dieselbe Uniform, aber das Gesicht ist nicht deutlich sichtbar, nur der dunkele Bart umrahmt die fahlen Züge. Dreimal hebt das Gespenst des Schwarzen die Hand gegen Nicolaj Petrowitsch; der weiße Stulphandschuh ist nicht vergessen, er ist ganz so wie auf dem Bilde.

Es schlägt eins vom Thurm, — spurlos ist der unheimliche Oberst verschwunden. Sein Erscheinen hat kaum einige Sekunden gedauert, Natalia hat ihn nicht gesehen. Subotin streicht sich über das Gesicht.

„Träumte ich eben?" fragt sich der Graf, „ist mir wirklich der böse Geist Antonowkas erschienen, dessen Anblick Unheil bedeutet? Soll es eine Warnung sein, die begehrliche Hand nicht nach dem jungen, unschuldigen Wesen auszustrecken, um sie an mich zu fesseln?"

In den Büschen schlugen die Nachtigallen und die blauen Fliederdolden dufteten betäubend. — —

Endlich raffte sich Natalia auf.

„Ich kann Ihnen heute nicht antworten," sagte sie, „geben Sie mir Zeit, warten Sie noch etwas."

Er wagte es nicht, sie zu bestürmen, sie schreitet langsam an ihm vorbei, dem Hause zu.

Die Klänge einer feurigen Mazurka mischen sich mit dem Schluchzen und Jubeln der Nachtigallen.

Subotin folgt Nattalia nicht.

Er lehnt regungslos an dem Stamm einer mächtigen Buche und blickt der hellen Mädchengestalt nach, Zorn und Enttäuschung in der Brust. Und in diese Gefühle mischt sich noch ein drittes, eine unbestimmte Furcht vor etwas, das näher, näher an ihn heranschleicht. — —

Der Ball verläuft zur Zufriedenheit der Gäste. Seit Langem hat man sich nicht so gut unterhalten. Das Souper war exquisit und der Champagner floß in Strömen. Der Wirth des Maskenfestes strahlte in heiterster Laune und bezauberte jung und alt durch seine Liebenswürdigkeit.

„Wie er sich verstellen kann," dachte Natalia, „er ist mir ein Räthsel."

Ein prächtiges Feuerwerk schloß das wohlgelungene Maskenfest. Erst als es schon heller Tag war, verließ der letzte Wagen das gastliche Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Grundeigenthums-Uebertragungen

Cincinnati, 5. März.

Jacob Butterfaß an Philip Ohler, Kontrakt zum Verkauf des 6 Zimmer Backsteinhauses No. 2143 Loth Straße für $3800.

Myers Y. Cooper an Mary A. Hatch 45 bei 100 Fuß an der Ostseite der Burnet Avenue, 50 Fuß südlich von University Avenue; $1.

Peter T. Babbitt an William C. Lambert, 35 bei 151 Fuß an der Südseite der Kline Straße, 35 Fuß westlich von Addie Straße; $1.

Edward Rustamp an Elizabeth Herwig, 60 bei 90 Fuß an der Ostseite der Seeger Straße in Fairmount; $1.

John A. Runck an Henry H. Runck, 5 Jahre Pacht eines Traktes Landes in Sektion 30 in Delhi Township; jährliche Miethe $125.

The American Bible University, per Sheriff, an Samuel Dorsey, ungefähr 19 Acker Land in Sektion 8 in Sycamore Township; $4650.

Mary L. Lewis, per Sheriff, an John Quartors, 40 bei 120 Fuß an der Westseite der Kerper Avenue; ferner 30 bei 120 Fuß an der Westseite der Kerper Avenue; $3100.

Louis Baldauf an Henry Lohrey u. A., 15.28 Acker Land in Sektion 23 in Green Township; $1.

Katherine Niehaus an Anna Allgeyer, 33 bei 85 Fuß an der Westseite der Rohs Straße; $1.

Bofinger & Hopkins an John Conway, 35 Fuß an der Südseite der Bodman Avenue; $1.

Mary Strulg, Exekutrix, an The Security Investment Co., 5 Jahre Pacht vom 1. Dezember 1913 des Eigenthums, bekannt als 556 Ost 5. Straße; monatliche Miethe $75.

A. Denniston Smith per Sheriff, an Willa E. Smith, 18 bei 100 Fuß an der Ostseite der Walnut Straße, 56 Fuß südlich von 6. Straße; ferner 15 bei 56 Fuß an der Südseite der 6. Straße, 84 Fuß östlich von Walnut Straße: $87.000.

Derselbe an Martha C. Smith, 40 bei 100 Fuß an der Ostseite der Walnut Straße, bekannt als No. 520, 522 und 524 Walnut Straße; $127,500.

Willa E. Smith an A. Denniston Smith, einen ungetheilten ½ Antheil an 24 bei 100 Fuß an der Nordseite der 5. Straße, bekannt als No. 234 und 236 West 5. Straße; ferner 14 bei 80 Fuß an der Nordseite der 5. Straße, bekannt als No. 696 West 5. Straße; ferner Lot 34 in Hanover's Unterabtheilung; ferner 98 Acker Land in Sektion 14 in Springfield Township; ferner 250 bei 80 Fuß an der Nordseite der 5. Straße, bekannt als No. 678, 680, 682, 684 West 5. Straße; ferner 50 bei 184 Fuß an der Westseite der Auburn Avenue; $25,0000.

Board of Trustees of Miami Conference of United Brethern an Kirkup Loge No. 401, A. O. O. F., Lot 1 in Henry Feldman's Addition zu Norwood; $5750.

Amelia Seymour an Frances G. S. Walsh, Theil der Lot 4 in Lewis Drake's Estate an Williams Avenue; $1.

The Charles McDonald Marble Co. an James P. Baker, 10 Fuß an der Nordseite der Liberty Straße; ferner Lots 77, 78 und 79 in Mills & Kline's 4. Unterabtheilung an Sherman Avenue; $1.

Dieselbe an James P. Baker, Theil der Lots 77, 78 und 79 in derselben Unterabtheilung; $1.

Minnie Kirkemeyer an Emma Meyer, 50 bei 168 Fuß an der Südseite der Oak Straße, 162 Fuß westlich von Highland Avenue; $1.

Louisa Jacob an Elizabeth Corry, Theil der Lot 51 in Glen Grove Unterabtheilung; $1.

A. W. Hayward u. A. an Alfred Knight u. A., eine Lot an der Südostseite der Beechwood Avenue in Sektion 32 in Columbia Township; $1.

Mary E. Schweitzer an Margaret M. Perry, Lots 81 und 82 in A. W. Sibley's Unterabtheilung von Terra Alta; $1.

Grundeigenthums-Hypotheken.

Cincinnati, 5. März.

Neue Hypotheken.

Frank Binder an Antonio Home L. u. B. Co., $2000.

Elizabeth Herwig an North Fairmount Local L. u. B. Co., $750.

Joseph Cathcart an Louis Spaeth, $100.

Charles L. Klopp an The Guarantee Deposit Co., $3000.

Mary A. Hatch an Myers Y. Cooper, $4200.

Dieselbe an denselben, $1800.

Henry Wirth an Joseph H. Biecker, $582.93.

Francis L. Walter an Southern Ohio L. u. T. Co., $3000.

Abraham Berwanger an William Zink, $2500.

Peter Selegean an Edward Metz, $2500.

John Wuartors an Business Men's B. A. u. L. Co., $2500.

Henry Lohrey an Louis Baldauf, $3000.

Matthew Delaney an Walnut Hills S. u. B. Co., $1200.

John Conway an Business Men's B. A. u. L. Co., $3000.

Derselbe an Bofinger & Hopkins, $2300.

John Quartors an Thomas F. Sullivan, $500.

Anna Koch an Colerain B. u. L. Co., $1200.

Lucius A. Pohlmann an Erna Bruton, $600.

Emma Meyer an Germania No. 2 L. u. B. Co., $4000.

Getilgte Hypotheken.

Julia Bokmann an Gest Str. B. A. No. 1, $2000.

Wm. Simonson an Phebe Wakefield, $500.

American Bible University an Chas. E. Bennett, $10,000.

Dieselbe an die Großloge von Ohio, A. O. O. F., $3000.

Wm. Mittendorf an Evanston B. u. L. Co., $3300.

Edw. Steagner an Glendale B. u. L. A. C., $1200.

Fred. E. Beutler an John Fomatanarossa, $700.

Anna Ilg an Brighton German Bank, $400.

A. F. Spaeth an Richard A. Powell, $320.

Elizabeth Doll an Bremen Straße L. u. B. Co., $2000.

Peter Selegman an Henry Roenne, $2500.

Katherine Niehaus an Christian F. Schuerman, $1200.

Charles Hinkley an Lockland B. u. L. A., $250.

Derselbe an dieselbe, $500.

Chas. L. Greifer an West End B. u. T. Co., $2000.

Mit Schlittschuhen auf dem Bodensee.

„Der Untersee ist zugefroren." Diese Kunde ließ mir keine Ruhe. An einem warmen Frühlingstag war ich da unten gewesen, hatte auf der Reichenau im Sonnenglanz einen friedlich schönen Tag verbracht, im Ruderboot so manche Stunde verträumt und mich in der klaren Fluth erfrischt. Nun ist die Fluth erstarrt, eine feste Brücke führt hinüber von Radolfzell über den Gnadensee und wohl gar weiter über den Untersee bis ans Schweizer Ufer. Wie mag das wohl alles jetzt im Winterkleid aussehen? Der Gedanke läßt mich nicht los. — Und schließlich pack ich die Schlittschuhe in den Rucksack, und um Mitternacht geht es fort. Doch über dem See da brauen die Nebel, und die Wintersonne strahlt nicht warm wie auf den Bergen. Da's nun doch nach Süden durch den Schwarzwald geht, so nehm ich noch einen Sonnentag mit auf dem Feldberg. Der nächste Morgen führt mich dann wieder bei Sternenglanz nach Titisee. Unterwegs erleb ich wieder den Feuerzauber der aufgehenden Sonne. Unten ist's viel kälter als auf der Höhe. Der Bach dampft, tausend Eiskristalle funkeln auf Strauch und Baum. Dann führt mich die Höllentalbahn weiter über die Hochebene, wo der Schnee in der Sonne gleißt, an Donaueschingen vorbei. Jetzt geht's hinab, seewärts. Und nun, o weh! kurz vor Singen verlischt die Sonne. Der Dunstkreis der Ebene umfängt uns. Ringsum Nebel. Sträucher und Bäume, alles bedeckt dicker Rauhreif. Endlich ist das Scheffelstädtchen erreicht. In Radolfzell verlaß ich den Zug.

Hier soll die Schlittschuhreise angehen. Doch erst heißt es sich stärken zur fröhlichen Fahrt. Im „Schiff" ist der rechte Ort. Der See lädt mich zu Gaste. Die Wirthin trägt einen köstlich gebackenen Felchen auf, und der Meersburger schmeckt trefflich. Wie ich nun aufbreche, da hat die Sonne gesiegt. Mild scheint sie durch der Seedunst. Am Ufer werden die Schlittschuhe angeschnallt, und hinaus geht's auf die unendliche Fläche. Hei, ist das eine Wonne! Erst wohl etwas schaurig; durch das spiegelklare grünliche Eis sieht man deutlich den Grund des Sees, und im Dahinfliegen faßt mich ein leichter Schwindel. Aber weiter draußen, wo es tiefer ist, verliert sich das bald. Drüben liegt die Mettnau, Scheffelland. Aber heute ist keine Zeit für poetische Entdeckungsfahrten! Vorbei! Nach dem Schweizer Ufer soll es hinübergehen, da heißt es sich sputen, bevor die Abendnebel wieder niedersinken. Hunderte, Tausende haben dasselbe Ziel. Aus der weiten Umgegend ist alles herbeigeströmt. Ein fröhliches Leben herrscht auf dem See. Buden sind errichtet; da gibt es heißen Glühwein, warme Würstchen und andere leckere Dinge. Mit Hockeyschlägern bewaffnet tollt die Radolfzeller Jugend herum. Aber all die Tausende verlieren sich doch auf der unendlichen Fläche. Drüben ahnt man nur das andere Ufer. Noch lagert leichter Duft darüber. Also denn dem Unbekannten entgegen in die nebelhafte Ferne. Das ist ein anderes Laufen als auf unsern städtischen Bahnen, wo's hundertmal im Kreise herumgeht, inmitten der dichten Mengen. Hier kann man nach Herzenslust gleiten, und bald flieg ich mit Windeseile dahin. Am Ufer entlang zieht sich die Straße der Aengstlichen. Keckere wagen sich weiter hinaus auf den See. Hier fährt der Schlittschuh noch über unberührtes Eis. Kein Kratzer unterbricht den Spiegel. Aber es heißt doch vorsichtig sein. Im Untersee fließt der Rhein, und da drüber ist noch offenes Wasser. Bei Gaienhofen geht es sicher über den See nach Steckborn ans Schweizer Ufer. Der Fährmann hat jetzt Feiertag. Um so reger ist das Hinüber und Herüber; jeder genießt froh die seltene Gelegenheit.

Heute ist großer Besuchstag rings am Ufer. Alles ist unterwegs. Wer auf dem Stahlschuh noch nicht oder nicht mehr vorwärts kommt, der läßt sich im Schlitten schieben. Aber allen blinkt die Freude im Auge. Weiter geht die Fahrt, freundliche Häuser, Klöster und Schlösser huschen vorbei. Hier ist gut weilen. Aber heute gibt es keinen Aufenthalt. Weiter nach Mammern mitten über den See zwischen Schweiz und Badnerland. Doch endlich ist es Zeit zur Umkehr; die Ufer engen sich, und wo der Rhein den See verläßt, um bei Stein vorüberzurauschen zwischen bewaldeten Höhen nach Schaffhausen zu, da ist wieder offenes Wasser. Den Rhein hier oben zwischen Untersee und Schaffhausen kennen nicht allzu viele. Ungebändigt strömt er da in jugendlichem Uebermuth dahin. Es ist ein köstliches Naturstück. Ich gedenke einer Sommerfahrt im Kahn. Kaum was Schöneres weiß ich mir, nur vergleichbar der Fahrt auf einem von Schwedens Strömen. Jetzt geht es wieder zurück, auf die Reichenau zu. Noch liegt das Fischereiland unsichtbar im Nebelduft. Ich folge einer fröhlichen Schaar von Inselbewohnern, die mir den sichern Weg über's Eis zeigt. Sie halten sich an den Händen, und schnell gleiten sie in einer Kette auf ihren großväterlichen Schnabelschlittschuhen dahin. Diese Schlittschuhe werden auf der Reichenau gemacht. Hier ist das Eislaufen kein Sport, hier ist es Verkehrsmittel. Und das Fahrzeug gehört zu jedem Haushalt. So läuft hier auch alles, alt und jung. Der See ist ja die Zugangsstraße des Einlands, und die Lasten, die man zu anderer Zeit im Kahn hinüberrudert, schieben jetzt hurtige Schlittschuhläufer auf Schlitten herüber. Fischerei und Gemüsebau nähren die Bewohner der Insel. Die Fischer treiben ihr Handwerk auch auf dem Eise. Sie stehen auf strohgedeckten Schlitten, eine Strohwand schützt sie vor dem Wind, und stundenlang hängen sie die Angelschnur in das Eisloch. Von Zeit zu Zeit rühren sie das Wasser, damit es nicht zufriert. Ihr Fang ist jetzt meist kärglich. Das Fischvolk zieht sich in die wärmere Tiefe zurück. Aber manchmal zappelt doch ein großer Hecht oder ein Felchen, der König des Sees, an der Leine. Wie ich dazukomme, wird gerade ein Riesenhecht erbeutet. Ich erstehe ihn, und den nächsten Tag bringe ich den Bodenseebewohner triumphirend mit zur Mainstadt.

Unterdeß ist es Abend geworden. Die Sonne versinkt blutroth am Horizont. Das Eis schillert in allen Farben. Leb wohl, du liebes Eiland. Auf Wiedersehen, wenn es grünt und die Klosterthürme sich im See spiegeln. Wie ich in Radolfzell ankomme, ist es schon düster. Eine fünfstündige Eisfahrt liegt hinter mir. Nach dem Gleiten und Schweben über die gefrorene Fluth geht sich's jetzt plump und schwer auf der rauhen Erde. Nun kommt die Heimfahrt. Erst genehmige ich mir noch einen guten Seefisch und Seewein im „Schiff", und im Zug einen gesunden Schlaf nach den zwei Tagen in frischer kalter Luft, auf Schnee und Eis. Doch die zwei Tage waren schöner als manche vierwöchige Ferienreise.

Konnte nicht auf den Füßen stehen

Frau Baker war so schwach — Konnte ihre Arbeit nicht thun — Fand Besserung auf ungewöhnliche Weise.

Adrian, Mich. — „Ich litt furchtbar an weiblicher Schwäche und Rückenweh und wurde so schwach, daß ich kaum meine Arbeit verrichten konnte. Wenn ich mein Geschirr wusch, mußte ich niedersitzen, und wenn ich den Fußboden kehren wollte, wurde ich so schwach, daß ich alle paar Minuten einen Trunk Wasser nehmen mußte, und bevor ich das Staubreinigen vornahm, mußte ich mich niederlegen. Ich war so mager, daß meine Angehörigen dachten, ich würde die Auszehrung bekommen. Eines Tages fand ich ein im Hofe umherflatterndes Stückchen Papier und ich hob es auf und las es. Es stand darauf „Vom Grabe gerettet" und ward mitgetheilt, was Lydia E. Pinkham's Vegetable Compound Frauen gethan hat. Ich zeigte es meinem Gatten und dieser sagte: „Warum versuchst Du es nicht?" Ich versuchte es und nachdem ich zwei Flaschen eingenommen hatte, fühlte ich besser und sagte zu meinem Gatten: „Ich benöthige keines mehr" und er antwortete: „Du thätest übrigens besser, es noch einige Zeit zu nehmen." Dann gebrauchte ich es noch drei Monate und wurde gesund und kräftig."—Frau Alonzo E. Baker, 9 Tecumseh St., Adrian, Mich.

Nicht gesund genug zur Arbeit.

In diesen Worten ist die Tragödie so mancher Frau, Haushälterin oder Lohnarbeiterin verborgen, welche sich selbst erhält und häufig für die Erhaltung der Familie mithelfen muß, für mageren Lohn. Ob im Hause, in der Office, in der Fabrik, Werkstätte, Laden oder Küche beschäftigt, sollte die Frau nicht vergessen, daß es ein erprobtes und zuverlässiges Mittel gegen diejenigen Erkrankungen gibt, zu welchen alle Frauen neigen, und daß dieses Mittel Lydia E. Pinkham's Vegetable Compound ist. Es befördert die Lebenskraft, welche die Arbeit leicht macht. The Lydia E. Pinkham Medicine Co., Lynn, Mass.

Von den bunten Perücken.

Mit großem Befremden vernimmt man in London, daß in Paris behauptet wird, in den Straßen, Theatern, Privathäusern, Restaurants und Ballsälen der englischen Hauptstadt bewegten sich nicht allein Damen mit orangegelben, lichtblauen, myrtengrünen Haaren, ohne behelligt zu werden, sondern es fänden sich sogar begeisterte Anhänger dieser neuen Mode und sogar schnurrige Leute, die ihre Schönheit besängen. Wenn man Tag für Tag in Straßen, Restaurants, Theatern und Privathäusern Londons verkehrt — von Bällen ist gegenwärtig sozusagen keine Rede —, so müßte man von dieser farbigen Perückenherrlichkeit doch etwas sehen oder wenigstens hören. Doch nein, keine Spur. Ich habe seit einigen Tagen nicht nur nach allen Richtungen um mich geblickt, sondern meine sämmtliche Bekanntschaft, Männlein und Weiblein, bezüglich der Richtigkeit der oben erwähnten Pariser Behauptung ins Verhör genommen. Meine Fragen wurden jedoch zwar mit Heiterkeit vernommen, aber durchweg bestimmt verneint. Nur eine Tischnachbarin, die dergleichen gesehen haben müßte, wenn es überhaupt zu sehen wäre, bemerkte, das einzige, was sie darüber vernommen, sei, daß eine Bekannte im Schaufenster eines Haarkünstlers irgendwo im Westende der Stadt eine blaue Perücke gesehen haben wollte. Eine Schwalbe macht aber bekanntlich keinen Sommer, und von einer solchen Perücke, die vielleicht für einen öffentlichen Maskenball gebaut sein mag, bis zum öffentlichen Erscheinen dieser Neuheit auf der Straße, im Theater und Restaurant ist doch noch ein sehr weiter Schritt, den London jedenfalls einstweilen noch nicht gethan hat. Ob die Pariser Modeschwindler hoffen, ihren Landsmänninnen mit dergleichen frei erfundenen Behauptungen doch noch ihre unsinnigen Neuschöpfungen aufzuschwatzen, darüber mag man sich seine Gedanken machen. Sie muthen ihren Mitmenschen zu allen Zeiten erstaunlich viel zu, und ihre Dreistigkeit schreckt vor nichts zurück. Solange sie über Paris und seine Mode Wundergeschichten melden, soll ihrer Erfindungsgabe auch keine Schranke gezogen werden. London aber ist eine nüchterne Stadt, und wenn es wahr wäre, daß Englands Töchter sich mit himmelblauen oder zeisiggrünen Perücken vor versammeltem Volke zeigten, würden wir andere uns naturgemäß beeilen, es dem geneigten Leser und besonders der verehrten Leserin zur Kenntniß zu bringen. Jedenfalls würden sie es früher erfahren, als es über Paris vermittelt werden könnte.